



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Marienblumen**

**Weber, Friedrich Wilhelm**

**Berlin [u.a.], 1895**

F.W. Weber und seine Marienblumen.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-29911**

H. W. Weber  
und seine Marienblumen.





Die Kunst der Buchdruckerei  
von  
J. W. Neuberger  
und seine Fortschritte  
in  
der  
Kunst der Buchdruckerei  
von  
J. W. Neuberger



Der Grundgedanke dieser Marienblumen ist das Ave Maria, der Engelsgruß, der mit dem Gebete des Herrn, dem Vaterunser, über den ganzen katholischen Erdkreis verbreitet ist. Sinniger und tiefer gefühlt ist kaum jemals das schöne Gebet zur h. Jungfrau, zur Gottesmutter, erklärt und in seiner hohen Bedeutung dargestellt worden, als in diesen Gedichten.

Millionen Lippen sprechen täglich und stündlich das an sich so einfache kleine Gebet „Begrüßet seißt Du, Maria“, und wenn sie es auch mit Andacht beten, so giebt es doch gewiß viele unter ihnen, die jedenfalls nicht in ihrem ganzen Umfang ahnen, was alles in diesen wenigen Worten enthalten ist.



Diesen hochbedeutenden und vielumfassenden Inhalt enthüllen uns nun die Marienlieder von Weber in einer so überraschenden und zugleich so erbaulichen Weise, daß wir über die Fülle der daran geknüpften Gedanken und Betrachtungen erstaunen und uns doppelt andächtig gestimmt fühlen müssen.

Der Inhalt dieser Liedersammlung, in welcher gewissermaßen immer ein Gedicht aus dem anderen hervorgeht, ist ein überaus einfacher: es ist der fromme Klausner, der in der stillen Waldkapelle zum Aue läutet und an diesen Gebetsruf seine verschiedenen Betrachtungen knüpft, wie eine Art von Rosenkranzandacht, zu welcher er den zufällig vorbeiziehenden Pilger einladet.

Er beginnt mit dem ersten Läuten in der Morgenfrühe und endet mit dem letzten am späten Abend, wenn die scheidende Sonne die letzten Baumwipfel und die fernen Berge vergoldet, um für die andere Erdhälfte als Morgenröte aufzugehen.



Während des langen, schönen Sommertages giebt er sich dann seinen Betrachtungen hin über Gott, Natur und Welt, über das Schickjal und die höhere Bestimmung des Menschen, über Zeit und Ewigkeit, und immer in mehr oder weniger direkt hervortretenden Beziehungen zu seinem Gebet, an das zu mahnen er berufen ist.

Hoher Ernst durchzieht alle diese Gedichte, aber es weht auch in vielen von ihnen ein gemütvoller Naturlaut, während andere uns an die erhabene Leidensgeschichte des Erlösers erinnern und mit ihr an das erschütternde Weh der Mater dolorosa.

Hoffnung auf ein besseres Jenseits, mit dem Glauben an die ewige Liebe, sind der Grundton aller dieser Gedichte, und immer steht die h. Jungfrau als Vermittlerin zwischen dem Menschen und Gott. Das ist seine Zuversicht, die ihn stärkt und erhebt und die ihm zugleich die ganze Erdenwelt durch Sie, die Mutter des Erlösers, verklärt erscheinen läßt.



Dieser Gedanke durchglüht ihn mit Begeisterung und leihet seinen Worten einen erhabenen poetischen Flug, wie wir einem höheren kaum bei unseren größten Dichtern begegnen.

Um die Mitte des Tages, wo alles in seinem stillen Walde im Sonnenglanz lacht und blüht, vom gewaltigen Eichbaum, mit dem daran befindlichen Muttergottesbilde, bis zum kleinsten Moose an der fahlen Felsenwand, erscheint dem Klausner, wie in einer Vision, die Gefeierte als Maikönigin, und läßt sich huldigen, und schwebt dann wieder segenspendend nach oben . . . . das ist zugleich der Höhepunkt der Dichtung, die endlich sanft und melodisch in einem Amen verflingt, aber in einem Amen, das, von dem Glöckchen der kleinen Waldkapelle aus, erst durch alle umgebenden Wälder und Fluren und von da weiter über Berge und Thäler und immer weiter über den ganzen Erdkreis zieht, und sich dann sogar zum Himmel aufschwingt, um auch den entlegensten Sternen im Weltall den heiligen Engelsgruß zu bringen.



Die Marienverehrung, wohl der schönste und gemüthvollste und zugleich der am meisten poetische Teil des katholischen Kultus, hat in diesen Marienblumen einen so anmutigen und zugleich einen so erhebenden Ausdruck gefunden, daß wir Deutschen mit vollem Recht auf diese Dichtung stolz sein dürfen.

Der Dichter selbst aber hat sich durch dieses Werk einen weiteren vollen Zweig in seinen Kranz geflochten, der ein neues, glänzendes Licht auf seine ruhmvolle Laufbahn wirft, die ihm eine milde Abendsonne noch lange vergolden möge.

\* \* \*

Dieser in den letzten Zeilen ausgesprochene Herzenswunsch ging wenigstens insoweit in Erfüllung, als dem allverehrten Dichter noch das seltene Glück beschieden war, am 26. December 1893 sein achtzigstes Lebensjahr zu vollenden, und zwar, abgesehen von den unvermeidlichen Beschwerden



des Greisenalters, geistesfrisch und wohlgenut. Zur Feier jenes Geburtstages war eine Anzahl namhafter, meist katholischer Dichter und Schriftsteller von nah und fern zusammengetreten, die ihm ihre Glückwünsche in großen und kleinen Gedichten, in Sinnsprüchen und anerkennenden Kritiken zusandten. Das beste Gedicht indeß schrieb Weber selbst, dessen Schlußworte prophetisch klangen und das wir hier folgen lassen, schon weil es das letzte war, das bis jetzt veröffentlicht wurde.

### Am achtzigsten Geburtstage

26. Dezember 1893.

#### Nur Traum?

Schier achtzig Winter geh' ich durch die Welt!  
 Da steht mein Stab im Ufer sand; ich harre  
 Zur Überfahrt des Fergen vor der Barre,  
 Indes sich traumhaft Bild auf Bild mir stellt:  
 Berrauschte Freuden und durchstrittene Mühen,  
 Den Wolken gleich, die dort im West verglühn.



War's nur ein Traum? — Zuerst ein Frühlingstag,  
 Im Buchenwald geheimnißvolles Dämmern ;  
 Ein Försterhaus, des Spechts eintönig Hämmern,  
 Des Habichts Ruf, des Finken süßer Schlag,  
 Und zu des Hähers Lärm der Taube Vocken,  
 Fernab des Mühlbachs Fall und Kirchenglocken.

Dann Tisch und Bank im weißgetünchten Saal;  
 Ein Knabenschwarm, meist rosige Gesichter,  
 Gebückt auf Buch und Schrift; ihr Freund und Richter  
 Ein milder Mann, lehrhaft mit Wort und Zahl;  
 Homer und Plato in der Wände Nischen,  
 Der Schalk Horaz und Tullius dazwischen.

Dann eine Jünglingschar! Ein farbig Band  
 Auf offner Brust; Wettstreit und reges Ringen  
 Mit frommer Wissenschaft, mit blanken Klingen;  
 Bei reicher Armut Thorheit und Verstand;  
 Gesang und Wein in edler Sitte Schranken,  
 Die Stirne hoch, und Adler die Gedanken.

Ein Städtchen dann im trauten Heimatland!  
 Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen,  
 Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen



Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand;  
 Schlaflose Nächte, ruhelose Tage;  
 Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage.

Manch frischer Trab im wonnesamen Mai,  
 Manch schwerer Gang durch Sturm und Schnee und Schlossen,  
 Und immer Sorg' und Pein als Weggenossen;  
 Oftmals ein halb Gebet, ein Hilfeschrei;  
 Die Hälfte, die im Mühsalsdrang verwehte,  
 Ergänzte wohl, wer liebeich für mich flehte.

Oft, wenn ich nachts durch Busch und Berge ritt,  
 Gethaner Arbeit froh, auf stiller Straße,  
 Erquoll mir Keim auf Keim, und fest im Maße  
 Des Verses klang des Schimmels muntre Schritt.  
 Verfaßt, vergessen! Was die Nacht geboren,  
 Hat in des Tages Wirrsal sich verloren. —

Und jetzt? mich dünkt ich träume fort und fort.  
 Wie lange noch? — Uns ward ein Reich verkündet,  
 Jenseits des Meer's, wo Trug und Täuschung schwindet;  
 Fern dämmert schon das Friedenseiland dort.  
 Der dunkle Fährmann winkt in seinen Rachen:  
 O gebe Gott ein seliges Erwachen!





Wenige Jahre vor seinem Tode überraschte Weber uns noch mit einer neuen poetischen Gabe, dem Epos „Goliath“, das allerdings weder so umfangs- noch inhaltsreich ist, wie sein Hauptwerk „Dreizehnlinden“, das bekanntlich seinen Ruhm in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus begründete, das aber doch als gemütvolle, sinnige Dichtung mit Dank und Freude aufgenommen wurde, und zugleich den schönen Beweis lieferte von der ungeminderten Schaffenskraft des hochbegabten Mannes.

Als ihn die Freunde später zu neuen Arbeiten ermunterten — ihn, den bereits Siebenundsiebzigjährigen — wies er sie lächelnd ab und äußerte in seiner launigen, humoristischen Weise: er habe jetzt für immer die Feder aus der Hand gelegt, und bereite sich vor auf ein gottseliges Sterben.

Kurz nach der obenerwähnten Geburtstagsfeier wurde er von der Influenza befallen, der sein ferngesunder Körper anfangs siegreich widerstand, so daß man sich schon mit der Hoffnung bal-



diger Genesung trug. Ein neuer stärkerer Anfall jedoch, im März 1894, endete mit dem Tode. Weber starb am Abend des 5. April, von den Seinigen und wenigen Freunden umgeben, denen er noch am Morgen seines Hinscheidens Trost und Ergebung zusprach.

Und seltsam, als wäre es eine Schickung von Oben, gerade im Augenblick des Aveläutens schlummerte Weber hinüber, wie ja auch der fromme Klausner in den „Marienblumen“ sein Tagewerk mit dem Aveläuten beschließt.

Noch am Morgen vorher hatte er einigen Kranken die nötigen Vorschriften erteilt, sodaß man mit Recht von ihm sagen darf, er sei in seinem Berufe gestorben, den er bekanntlich selbst höher stellte als seinen Beruf zum Dichter.

Mit ihm ist nicht allein ein bedeutender Dichter, sondern auch ein guter, vortrefflicher Mensch hinübergang. Ehrenhafte männliche Gesinnung, Gemütsstiefe und werktätige Nächstenliebe waren die Grundzüge seines Charakters, und



diesen Eigenschaften gab eine aufrichtige Frömmigkeit nach jeder Richtung hin die höhere Weihe.

Man spricht von einem Denkmal, das man dem Verstorbenen errichten will; das schönste und dauerndste Denkmal hat Weber sich jedenfalls in seinen Werken schon gesetzt, die mehr und mehr ein unveräußerliches geistiges Eigentum des deutschen Volkes geworden sind. Unter diesen Werken darf man mit Zug und Recht, die „Marienblumen“ in erster Reihe nennen, sowohl wegen ihres erhabenen Gegenstandes, als auch, weil sich in ihnen die hohe lyrische und epische Begabung des Dichters in einem geradezu glänzenden Lichte zeigt.

Köln am Rhein 1895.

Adolf Ebeling.